Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania".

Es war einmal.

Von Ulrich Meyer.

Einen Wundervogel weiß ich, dessen Flügel
Weiter sich als Adlersschwingen breiten,
Weiter fort als über Tal und Hügel
Trägt er uns hinweg durch Raum und Zeiten;
Schneller fliegt er, wie der Sonne Strahl —
Kennst du ihn? Er heißt: „Es war einmal!"

Dieses Wortes Zauberstimmen riefen
Oft, ach oft mich aus des Tages Trubel,
Weckten in des Herzens tiefsten Tiefen
Heimatsehnen, alter Zeiten Jubel.
Gütig führt es mich an lieber Hand
In der Kindheit fernes Sonnenland.

All die wunderlieblichen Gestalten
Kommen wieder, die in fernen Jahren
Uns so lieb gewesen, als wir Alten
Noch wie ihr, glückseel'ge Kinder waren.
Schlich der Abend leis ins Heimattal,
Hub die Mutter an: „Es war einmal!"

Durch den Wald und über sieben Berge
Folgten wir dem lieblichen Schneewittchen;
O, wie liebten wir die sieben Zwerge,
Lauschten ihren trippelnd-leisen Schrittchen.
Hänsel, Gretel, Däumling, Rübezahl
Weckt noch heut das Wort: „Es war einmal!"

Seht ihr, all die lieben Märchenleute
Sind auch unsre Freunde einst gewesen;
All das bunte Volk, von dem noch heute
Eure märchendurst'gen Augen lesen.
Diese Alten — flieht auch Jahr um Jahr —
Bleiben jung und fröhlich immerdar.

Glücklich seid ihr, weil auf euren Wegen
Noch der Kindheit Sonnenstrahlen liegen,
Nehmt voll Dankes ihren Liebessegen,
Freut euch seiner, denn die Jahre fliegen.
Leise, leise reiht sich ihre Zahl,
Bis auch ihr einst sagt: „Es war einmal!"

Auf der Brautfahrt.

Novellette von Reinhold Ortmann.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Reise, Herr Doktor — und von ganzem Herzen alles, alles Gute!"

Fräulein Hanna Baumgartner hatte sich gewiß rechtschaffen bemüht ihrer Stimme einen festen, ruhigen Klang und ihrem hübschen Gesicht einen freundlich-heiteren Ausdruck zu geben, während sie dem Zimmerherrn ihrer Mutter, dem Oberlehrer Dr. Hans Pfister, mit diesen Worten die Hand zum Abschied reichte. Aber es war doch ein leises Beben im Tonfall ihrer Rede gewesen und ein sehr verdächtiger feuchter Schimmer auf dem Grunde ihrer sanften, braunen Augen. Namentlich die Erinnerung an diesen verräterischen Tränenglanz wollte den Doktor gar nicht verlassen. In Gedanken versunken, fuhr er durch den schönen Sommermorgen dem Münchener Hauptbahnhof zu. Seine Stimmung war bei weitem nicht so freudig gehoben, als er sich ausgemalt hatte, wenn er während der letzten Wochen an diesen heißersehnten ersten Ferientag gedacht. Sollte doch die Reise in die Tiroler Berge, zu der er sich da anschickte, für ihn nichts Geringeres bedeuten, als die Fahrt in ein neues Leben, in ein verheißungsvoll winkendes Glück!

Im verflossenen Sommer, während eines Aufenthaltes im lieblichen Oetztal, hatte ein gesegneter Zufall ihn mit Fräulein Althoff bekannt werden lassen. Er hatte den Vorzug gehabt, sie auf zahlreichen Spaziergängen — es waren sogar einige Mondscheinpromenaden darunter gewesen — begleiten zu dürfen. Und er hatte bei solcher Gelegenheit nicht nur erfahren, daß sie eine von ihren Renten lebende Waise sei, sondern ihre vertrauensvolle Mitteilsamkeit hatte ihm auch die Möglichkeit gewährt, tiefe Einblicke in eine reine, zarte, nur von den edelsten Regungen bewegte Mädchenseele zu tun. Die Sanftheit und Innigkeit ihres Gemütslebens noch mehr als der Reiz ihrer stattlichen äußeren Erscheinung hatten Dr. Hans Pfister mit hoher Bewunderung erfüllt, aber es war ihm trotzdem damals nicht in den Sinn gekommen, seine geheimen Wünsche bis zu dem vermessenen Begehren nach ihrem Besitz zu steigern. Dazu war es erst nach und nach im Verlaufe des ziemlich bewegten Briefwechsels gekommen, den er während des Winters und Frühlings mit Fräulein Althoff hatte führen dürfen — eines Briefwechsels, zu dem sie nicht nur selbst die erste Anregung gegeben, sondern den sie auch so ausgiebig zu weiteren Offenbarungen ihrer ungewöhnlich seelischen Vorzüge benutzt hatte, daß sich ihr Bild immer hehrer und herrlicher als das einer leuchtenden Idealgestalt in Hans Pfisters eindrucksfähiger Phantasie verklärt hatte. So wunderschön waren ihre Briefe gewesen, daß er die Freude an ihnen nicht sich allein hatte gönnen mögen, sondern daß auch Frau Baumgartner, die ihm seit sechs Jahren mehr eine mütterliche Freundin als eine Logiswirtin gewesen war, sie hatte lesen müssen, und daß endlich auch Fräulein Hanna, die jetzt 21jährige Filia hospitalis in das zarte Geheimnis eingeweiht worden war. Hatte doch der Oberlehrer vor diesem liebenswürdigen Mädchen so gut wie gar keine Geheimnisse. Mit ihrem sanften, immer gleichmäßigen Wesen, ihrem klaren, treffsicheren Verstande und ihrer unbestechlichen Wahrheitsliebe war sie ihm trotz des Unterschiedes der Jahre mehr und mehr zu einem guten Kameraden geworden, der ihm den Mangel an männlichen Freundschaften vollkommen ersetzte, und dessen Meinung ihm in allen halbwegs bedeutsamen Angelegenheiten seines Lebens von größerem Werte war, als die irgend eines anderen Menschen.

Die Korrespondenz mit Fräulein Althoff würde ihm sicherlich nur das halbe Vergnügen bereitet haben, wenn er nicht mit Hanna hätte davon sprechen dürfen. Und als er vor vier Wochen — eigentlich wiederum auf eine kaum mißzuverstehende „Anregung" von seiten der Briefschreiberin hin — den großen Entschluß gefaßt hatte, der stattlichen und gemütstiefen Waise schriftlich Herz und Hand anzutragen, da war wiederum Fräulein Hanna die einzige gewesen, die er in sein Vertrauen gezogen. Sie allein wußte, daß diese Ferienreise des Doktors zugleich eine Brautfahrt war, daß ihn auf dem Innsbrucker Bahnhof das holdeste Glück in Gestalt einer schönen jungen Dame erwarte und daß es zwischen ihm und diesem lebendigen Glück keiner anderen Verständigung mehr bedürfe als der Erzielung eines Einvernehmens über den Termin der Hochzeit. Denn Fräulein Paula hatte den Antrag des Oberlehrers postwendend angenommen, und sie selbst hatte ihm das Rendez-vous in Innsbruck vorgeschlagen, da es ohnehin ihre Absicht gewesen sei, den Sommer wieder in den durch so süße Erinnerungen geheiligten Tiroler Bergen zu verleben. Der Wunsch, mit dem Hanna sich von dem Oberlehrer verabschiedet, hatte darum eine tiefere Bedeutung gehabt als das landläufige: „Glückliche Reise!" und es war nicht zu verwundern, wenn Hans Pfister auch dem Tränenglanz in ihren braunen Augen eine tiefere Bedeutung beimaß. Zwar schalt er sich einen Narren, aber er konnte damit doch nicht verhindern, daß ihn die Erinnerung an diese sanften, lieblichen Augen bis in das Bahnhofsgewühl verfolgte und daß trotz aller redlichen Bemühung beinahe gar nichts von sehnsüchtiger Erwartung und freudiger Glückshoffnung in seinem Herzen aufkommen wollte. Er hatte sich ein bißchen verspätet, und als er glücklich in den Besitz seines Billetts gelangt war, fehlten nur noch zwei Minuten bis zur Abfahrt des Zuges.

„Innsbruck — zweite Klasse — Nichtraucher!" rief er dem Schaffner zu, und freundlich öffnete ihm der Beamte die Tür eines abgeschlossenen Coupés, darin, wie Dr. Pfister bemerkte, nur erst ein einziger Passagier, eine schwarz gekleidete und dicht verschleierte Dame, saß. Das heißt — ganz allein war die Dame doch eigentlich nicht; denn auf ihrem Schoß hielt sie ein allerliebst herausgeputztes Kindchen, ein rosiges, pausbäckiges Baby von elf oder zwölf Monaten, das den neuen Ankömmling aus großen, runden, kornblumenblauen Augen sichtlich interessiert anstarrte und in offenbarer Befriedigung über das Ergebnis der Musterung das winzige Kirschmäulchen zu dem reizendsten Lächeln verzog.

Dr. Hans Pfister war wortkarg und zurückhaltend im Verkehr mit Männern, er war bis zur Blödigkeit schüchtern den Damen gegenüber, aber er konnte hinreißend liebenswürdig und ausgelassen lustig sein, wenn es ihm vergönnt war, sich mit Kindern zu beschäftigen. Wie seine halbwüchsigen Schüler ihn geradezu vergötterten, so war er in der Nachbarschaft seiner Wohnung eine hochbeliebte Persönlichkeit bei allem Volk, das noch in den Kinderschuhen steckte, vom schämigen Backfischchen bis hinunter zum allerkleinsten Hemdenmatz. Was Wunder also, daß er auch hier mit seinem niedlichen Gegenüber rasch die allervergnügteste Reisebekanntschaft geschlossen hatte. Die Mutter, deren schmales, blasses Gesicht hinter den dichten Maschen des schwarzen Schleiers nur sehr undeutlich zu erkennen war, legte ihm dabei keinerlei Hindernisse in den Weg. Sie machte auf Hans Pfister den Eindruck einer sehr distinguierten, aber von irgend einem schweren Kummer niedergedrückten Dame, und nachdem sie ihm auf seine ersten höflichen Bemerkungen zwar freundlich, aber mit matter, flüsternder Stimme Antwort gegeben, enthielt er sich taktvoll aller weiteren Annäherungsversuche, die ihm als Zudringlichkeit hätten gedeutet werden können, und er beschränkte sich auf eine mehr durch lebhaftes Mienen- und Gebärdenspiel als durch gesprochene Worte geführte Unterhaltung mit dem süßen Baby, von dem er aus einer kosenden Anrede der Mutter bereits in Erfahrung gebracht hatte, daß es auf den Namen „Mimi" höre, vermutlich also dem schöneren Geschlecht beizuzählen sei. Niemals — das imposante Fräulein Althoff mit dem tiefen Seelenleben vielleicht einzig ausgenommen — war ihm eine junge Dame bereitwilliger und frundlicher entgegengekommen als die blauäugige Mimi. Schon zehn Minuten hinter München streckte sie ihm vertrauensvoll die molligen Patschhändchen entgegen und nahm mit bestrickendem Lächeln die in Ermangelung eines anderen verfügbaren Spielzeuges dargereichte Taschenuhr entgegen, deren Goldglanz und deren geheimnisvolles Tick-tack Empfindungen des höchsten Entzückens in ihrem jungen Herzen auszulösen schien. Still, aber unverkennbar ohne alles Mißvergnügen sah die verschleierte, junge Dame dem Getändel zu. Als aber nach ungefähr einstündiger Fahrt ein Pfiff der Lokomotive und eine merkliche Verlangsamung der Fahrtgeschwindigkeit die Nähe einer Station ankündigte, fragte sie in offensichtlicher Unruhe mit ihrer leisen, müden Stimme:

„Verzeihen Sie die Frage, mein Herr — kommen wir schon nach Kufstein?"

„Nein, gnädige Frau — wir sind erst in Rosenheim."

„Und wie lange werden wir dort Aufenthalt haben?"

„Nach dem Fahrplan fünf Minuten."

„Ich danke Ihnen, mein Herr! — Das wäre Zeit genug, um etwas Milch für Mimi zu beschaffen, aber — —"

Sie hielt zaudernd inne, und Hans Pfister beeilte sich natürlich, ihr seine Dienste anzubieten. Doch von seinem Vorschlage, die Milch zu besorgen, wollte die junge Frau nichts hören.

„Nein, nein, damit werde ich Sie unter keinen Umständen behelligen. Aber wenn ich die Kleine während der wenigen Minuten unter Ihrer Obhut zurücklassen dürfte — Sie sind bisher so gütig und liebenswürdig gegen Mimi gewesen — —"

„O, ich bitte, gnädige Frau! — Das Kind wird während Ihrer Abwesenheit unter meinem Schutz ganz sicher sein. Ich liebe die Kleinen so sehr, und werde Mimi wie meinen Augapfel behüten."

Wieder ein leises Dankeswort, dann, da der Zug eben in den Rosenheimer Bahnhof einfuhr, eine rasche Uebersiedlung Mimis auf Hans Pfisters Schoß und ein hastiges Hinausschlüpfen der schwarzgekleideten Dame. Die Kleine zeigte sich über die Entfernung der Mutter nicht im mindestens betrübt, sie streckte vielmehr unter vergnügtem Lachen die Händchen nach des Doktors langem, blondem Barte aus, und spitzte dabei das Mäulchen, als erwarte sie, von ihm geküßt zu werden. Sie war in der Tat das bezaubernste, kleine Geschöpf, das Hans Pfister jemals gesehen zu haben vermeinte, und er achtete bei dem zärtlichen Gekose so wenig auf den Lauf der Minuten, daß er höchst erschrocken zusammenfuhr, als plötzlich die Coupétür zugeworfen wurde, und als er gleichzeitig den bekannten Doppelpfiff des Zugführers vernahm.

„Halt!" schrie er aus Leibeskräften. „Halt! — Es ist ja noch jemand zurückgeblieben!"

Er wollte mit dem Kopf zum Fenster hinaus, aber er fuhr unsanft gegen die hochgezogene Glasscheibe, und ehe er das Kind auf das Polster gesetzt hatte, um sie herabzulassen, war der Zug bereits in vollster Bewegung. Ratlos und in äußerster Bestürzung fiel Hans Pfister auf seinen Sitz zurück, und sein Herz wurde vom tiefsten Mitleid bewegt bei dem Gedanken an die unglückliche Mutter, die sicherlich ein Opfer der größten Verzweiflung war, weil sie ihr Kleinod mit einem wildfremden Menschen in die Welt hinausfahren lassen mußte. Die einzige, der die veränderte Situation nicht den geringsten Kummer zu bereiten schien, war Fräulein Mimi selbst. Denn sie krähte noch lustiger als zuvor und strampelte, als der Doktor sie wieder auf den Schoß genommen, in fröhlichster Ausgelassenheit mit den dicken Beinchen. Erst jetzt bemerkte der Oberlehrer, daß die verschleierte Dame ganz ohne Handgepäck gewesen sein müsse, denn weder eben im Netz noch sonstwo im Coupé war etwas von einem Koffer oder von einem Täschchen zu erblicken. Eine ganz eigen unbehagliche Empfindung regte sich bei dieser Feststellung in seinem Innern, und trotz aller Kapriolen der süßen Mimi wurde ihm die Fahrt bis Kufstein recht lang. Sobald der Zug hielt, verließ er, das Kind auf dem Arm, das Coupé und wandte sich mit einem Bericht über das Geschehnis an den Zugführer. Der wies ihn achselzuckend an den diensttuenden Stationsbeamten, und dieser setzte ebenfalls eine recht kühl abweisende Miene auf. Bis jetzt sei von Rosenheim aus nicht wegen des Kindes telegraphiert worden, erklärte er, und hierbehalten könnte er es selbstverständlich nicht, da dies nicht eine österreichische, sondern eine bayerische Angelegenheit sei. Die Mutter werde ja vermutlich mit dem nächsten Zuge ihrem Baby folgen, und da sei es wohl am besten, wenn der Herr, der sich doch nun einmal so freundlich des Kindes angenommen habe, diesen nächsten Zug hier in Kufstein abwarte. Darum aber war für Hans Pfister nicht zu denken, denn er wurde ja in Innsbruck erwartet. Und weil ihm sein Gewissen nicht gestattete, das hilfelose Wesen hier seinem ungewissen Schicksal zu überlassen, kam er nach kurzem Ueberlegen zu dem Entschluß, es bis Innsbruck mitzunehmen und es erst dort, wo ihm mehr Zeit zur Verfügung stand als hier in Kufstein, dem Schutz der Behörden zu übergeben. Er schleppte also seine süße Bürde zur Zollabfertigung und wieder zum Coupé zurück, nachdem er dem Stationsbeamten das feierliche Versprechen abgenommen hatte, unverzüglich nach Rosenheim zu telegraphieren.

Einige Minuten, nachdem sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte, machte Mimi auf seinem Schoße einen so ungestümen Satz, daß er rasch zugreifen mußte, um sie vor dem Herunterfallen zu bewahren. Dabei fühlte er, daß sie etwas Bewegliches, Knisterndes unter dem leichten Kleidchen auf der Brust tragen müsse. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, nachzusehen, und förderte einen offenen Brief zutage, dessen Lektüre, die unter den obwaltenden Umständen kaum als eine Indiskretion betrachtet werden konnte, ihn mit neuem Schrecken erfüllte. Denn dieser Brief gab ihm die niederschmetternde Gewißheit, daß die verschleierte Dame ihr Kind niemals reklamieren würde. In verzweifelten, herzbrechenden Worten erklärte die Schreiberin, nämlich dem unbekannten Finder ihres Lieblings, daß sie durch ein furchtbares Schicksal gezwungen sei, sich des Kindes auf irgendeine Weise zu entledigen, und daß man nie mehr von ihr hören würde. Ein beweglicher Appell an die Menschenliebe und Barmherzigkeit des Unbekannten schloß die traurige Epistel, die natürlich keinerlei Unterschrift aufzuweisen hatte.

— — Im Wartesaal des Innsbrucker Bahnhofes gab es eine kleine Stunde später eine sehr bewegte Szene. Fräulein Paula Althoff hatte beängstigend große Augen gemacht, als sie den Oberlehrer mit so seltsamem lebendigen Reisegepäck dem Zuge entsteigen sah, und ihr Gesicht, das Hans Pfister heute ohnedies viel weniger lieblich erscheinen wollte, als er's in der Erinnerung bewahrte, hatte während seiner Erzählung einen Augenblick sehr stark ausgeprägten Mißtrauens gezeigt. Als er aber zuletzt geradezu erklärt hatte, daß er gesonnen sei, sich für den Fall, daß die Mutter wirklich nicht zu ermitteln sein sollte, väterlich dieses ihm vom Zufall in den Schoß geworfenen Kindleins anzunehmen, da hatte sich Fräulein Paulas tiefes Gemütsleben jählings auf eine Weise offenbart, die für Dr. Hans Pfister den dritten, großen Schrecken dieses ereignisreichen Tages bedeutete. Und das Ende der lebhaften Auseinandersetzung war gewesen, daß Fräulein Paula sich in hellem Zorn auf Nimmerwiedersehen entfernte, während der Oberlehrer nach längerer Rücksprache mit dem herbeigerufenen Polizeibeamten den Mittagszug nach München bestieg und die kleine Mimi, die inzwischen von der mitleidigen Gattin des Bahnhofsrestaurateurs getränkt worden war, als ein greifbares Andenken an seine mißglückte Brautfahrt mit sich nahm.

Auch Frau Baumgartner und ihr Töchterchen machten große Augen, als sie ihn so unerwartet und in solcher Gesellschaft zurückkehren sahen. Aber es waren andere Augen als die der gemütvollen Waise. Und namentlich die sanften braunen Sterne in Fräulein Hannas stillem, klugen Gesicht leuchteten im Glanze eines so innigen Mitleids und einer so herzlichen, schier mütterlichen Zärtlichkeit, daß bei ihrem Anblick auch der letzte winzige Rest von Bedauern über das Geschehene aus Hans Pfisters Herzen entschwand. Sie erhob keinen Einspruch gegen seinen hochsinnigen Entschluß, und sie war auf seine Frage sogleich bereit, dem armen Kinde die natürliche Mutter zu ersetzen, wenn wirklich niemand kommen sollte, einen Anspruch auf das beklagenswerte Wesen zu erheben. Ihre Wangen aber erglühten in dunklem Rot, als der Oberlehrer auf diese Erklärung hin leise sagte:

„So wird es denn wieder einen Vater und eine Mutter haben — nicht wahr, Fräulein Hanna? — Und schon um dieses Kindes willen werden wir doch wohl genötigt sein, nun auch für alle Zeit beieinander zu bleiben."

Sie erwiderte nichts, doch sie wehrte ihm nicht, ihre Hand zu ergreifen und sie liebevoll an seine Brust zu ziehen.

„So ist es also doch eine Brautfahrt gewesen, die ich da gemacht habe!" rief Hans Pfister fröhlich. „Und eine, die mich obendrein gleich zum Familienvater erhoben hat. Bei Gott, das soll mir erst einer nachtun!"

Das Hochzeitslied.

Skizze von Marie Beßmertny.

Die Arbeit war getan und Feierabend trat ein.

Jetzt konnte auch Kätchen ausruhen. Sie hatte mit ihrer Mutter das Abendessen gemeinsam eingenommen. Das zog sich eine Weile hin. Dann vereinigten sich alle Familienmitglieder, die sonst bei verschiedener Arbeit verstreut betätigt sind. Jetzt essen sie absichtlich langsam, um das Vergnügen länger genießen zu können, sich gegenseitig zu sehen und zu sprechen.

Die Mutter ging zu Bett. Kätchen ordnete noch verschiedenes für den folgenden Morgen. Es war noch nicht spät. Draußen fuhren Equipagen und Droschken nach dem Theater, und von oben kamen die Nachbarn in fröhlich lautem Geplauder die Treppe herunter, um sich zur Soiree bei Bekannten zu begeben. Kätchen hört kaum hin. Sie interessiert sich wenig für andere Leute. Weder besucht sie das Theater, noch Soireen. Ihre Gedanken sind mit anderen Dingen beschäftigt. Sie schließt die Türe ihres Zimmers und stellt die Lampe auf die Tischecke, dicht neben die Nähmaschine. Dann öffnet sie den Kleiderschrank und nimmt vorsichtig ein nicht fertiges, weißes Kleid heraus. Es ist ihr Hochzeitskleid! Wie angenehm berührt sie das Bewußtsein, ihr eigenes Kleid auch einmal nähen zu können, nachdem sie so viele Male schon glückliche Bräute ankleiden mußte! An jedem Abend, wenn alle schon im Hause schlafen, holt sie ihr Kleid hervor und näht mit zitternden Fingern und mit der ganzen Liebe, die man einer Arbeit widmen kann. Sobald der Stoff rauscht, umdüstert sich ihr Gesicht und der Fingerhut zittert an der Fingerspitze, die verschiedene dunkle, durchnähte Punkte an der Haut zeigt. Aber lange zögert sie nicht. Sie ist eine tüchtige Schneiderin und kann keinen langen Faden in der Nadel sehen. Es ist ja auch ihr Hochzeitskleid!

Einmal erschrak sie heftig. Es schien ihr, als sei ein Fleck auf dem Kleide, das hätte sie nicht leicht überwunden. Zum Glück war es nur eine winzige Stelle von einem Wassertropfen, vielleicht auch von einer Träne! . . .

Aber wozu denn all die Angst? In einem Monat ist ja schon ihre Hochzeit! Friedrich will es durchaus, daß sie Ende nächsten Monats heiraten. Er will das neue Jahr mit seiner lieben Frau am eigenen gemütlichen Herd beginnen. Sie war auch damit einverstanden. Ihr Friedrich ist sehr verständig, trotzdem er noch so jung aussieht und erst einen ganz kleinen Schnurrbart hat.

Die Nadel, die durch Gedanken aufgehalten wurde, setzt sich wieder in Bewegung. Nichts unterbricht die Stille der spät gewordenen Abendstunde. Das Licht der Lampe wird matter. Kätchen denkt an ihr vergangenes Leben, an die sorglosen Tage des jungen Mädchens. Es scheint ihr, als lege sich ein fester Saum um diese Zeit, die scharf mit der Schere von der Zukunft abgeschnitten wird.

Von diesem Zimmer wird sie nun bald scheiden, in dem sie klein und glücklich war. Sie wird sich von all den lieben alten Sachen und von der blauen Tapete trennen, deren Girlanden mit ihren Kinderträumen verwoben sind. Sie hört schon eine Tür in die Klinke fallen und glaubt, diese Tür schließe sie von ihrer Vergangenheit ab. Sie fährt unwillkürlich zusammen. Dann heftet sich ihr Blick auf das weiße Kleid, das ihr einen neuen Horizont eröffnet. Lange schaut sie darauf und will gleichsam ein Geheimnis ergründen. Sie weiß recht wohl, daß an solch ein Stück Stoff sich ganze Dramen mit Freude und Tränen knüpfen können. Mehr als jedes andere junge Mädchen erfährt sie die Geschichte solcher Kleider und ihren engen Zusammenhang mit dem Leben! . . . Fast täglich tritt an sie ein derartiger Fall heran.

Sie wird irgendwo in ein Haus gerufen. „Rasch, Kätchen," heißt es, „fertigen Sie mir bald das weiße Kleid an!" Dann sieht sie ein glückliches Brautpaar, erhellte Zimmer, den Geistlichen, der seine Hände segnend ausbreitet. Sie hört die Glückwünsche von allen Seiten und fröhliches Scherzen und Lachen.

Dann kommt auch einmal eine Equipage dicht vor ihre schlichte Wohnung gefahren. Eine hübsche, vergnügt aussehende junge Dame steigt aus, tritt zu ihr hinein und bittet sie:

„Kätchen, machen Sie mir ein Ballkleid, aber ganz besonders geschmackvoll und elegant muß es sein! Sonnabend brauch' ich's schon! Sehen Sie zu, daß ich damit Ehre einlege!"

In den Falten des seidenen Ballkleides vernimmt Kätchen, wie fernes Meeresrauschen, helles Lachen, festliches Gewoge, Polka- und Walzerweisen.

Bad bestellt die Dame ein Kinderkleidchen.

„O, Kätchen, machen Sie's mit Spitzen, so entzückend, wie Sie nur können, und auch ein Häubchen dazu!"

Kätchen bringt es selbst hin und findet die junge Mutter glückselig lächelnd über die Wiege gebeugt, des Kindes Händchen und Füßchen innig küssend.

Dann später: Kätchen, ich muß wohl ein Kleid haben, aber bitte, nur kein helles, dazu bin ich nicht aufgelegt . . .

Und endlich . . . ein schwarzes, ein unvermeidliches Trauerkleid! . .

Ja, ihr Kleider, ihr habt schon eure Geschichte in den täglichen Szenen des Lebens! Bald bringt ihr Heiterkeit, bald Tränen ins Haus hinein, mit eurem rauschenden Atlasstoff oder mit dem tiefschwarzen Krepp.

Daher bückt sich Kätchen, die das alles schon mit angesehen hat, tief über ihr Hochzeitskleid und sucht das Geheimnis ihrer eigenen Zukunft zu ergründen. Erwartet sie wohl Leid oder Freud? Wird sie nie bereuen, die stille friedliche Ruhe ihres Mädchenstübchens verlassen zu haben? . . .

Eine Männerfeindin.

Einer englischen Dame wurde beim Umzug ein Tisch beschädigt. Der Repräsentant der Speditionsgesellschaft konnte gar nicht ableugnen, daß die Tischbeine beim Transport abgebrochen waren. Es schien zuerst, als ob er zu der Ansicht neige, daß der Tisch ohne sie besser aussähe und daß seine Gesellschaft eigentlich eine Kleinigkeit für die Verbesserung in Anrechnung bringen solle, aber die Eigentümerin des Mobiliars wurde ungeduldig. Also versuchte er's auf andere Art: „Wo ist Ihr Herr Gemahl?" fragte er. „Ich habe keinen!" war die Antwort. „Na, das ist schade," meinte er, „wenn Sie einen Mann hätten, der leimte Ihnen die Beine in zwei Minuten wieder an." „Ich sagte Ihnen schon, ich habe keinen," erwiderte die Dame erbittert, „und für solch eine Kleinigkeit nehme ich auch keinen!"

Erfolgreiche Prüfung.

Ein Kanadier, namens Morgan, hatte eine Staatsanstellung erhalten, für die eigentlich nur ein Rechtsgelehrter in Frage kam, was Mr. Morgan nicht war. Da sich aber Bedenken erhoben, wurde ein Beamter zu Morgan geschickt, um ihn auf seine Rechtskenntnisse hin zu prüfen. „Sagen Sie mir, Mr. Morgan", sprach der Examinator, „was wissen Sie überhaupt vom Gesetze?" — „Um die Wahrheit zu sagen", war Morgans bescheidene Antwort, „ich weiß nicht ein Jota davon." — Worauf der Beamte erklärte, daß das Examen beendet sei. Er erstattete seinen Bericht, worin er feststellte: „Ich habe Mr. Morgan auf seine Rechtskenntnisse hin examiniert und kann nach bestem Wissen und Gewissen bezeugen, daß er alle Fragen völlig korrekt beantwortet hat."

— Großartig. Hausfrau: „Sie waren ja eben schon hier . . . ich sagte Ihnen doch, daß ich augenblicklich kein kleines Geld habe!"

Hausierer: „Jawohl, gnädige Frau; inzwischen habe ich mich über Sie erkundigt . . . ich gebe Ihnen unbeschränkten Kredit!"